

Vorbemerkung

Gerhard Melzer

Zurückschauen. Überblick gewinnen. Einordnen. Bilanz ziehen. Ein riskantes Unterfangen, denn es birgt die Gefahr der Verklärung, des Glättens und Schönredens. Andererseits – jedes autobiografische Schreiben weiß darum – ohne abwägende Rückschau keine Klarheit über das eigene Leben, auch wenn sich dabei zuweilen das Gegenteil einstellen mag: Irritation, Desorientierung, statt Klarheit die trüben Schleier lebenslanger Verhangenheit. Dem Dilemma entkommt auch nicht, wer – wie der Autor dieser Zeilen – nicht über sich, sondern über das Schreiben anderer schreibt. Er ist mitnichten fein raus.

Nach der ersten Sichtung meiner Buchbesprechungen, entstanden über die lange Strecke von vierzig Jahren, drängte sich das Bild eines Mikado-Wurfs auf: Buchtitel und Namen wie ein chaotischer Haufen bunter Holzstäbchen, gefügt zur literarischen Wunderkammer, die erst nach und nach so etwas wie eine innere Ordnung erkennen ließ.

Rückgrat dieser Ordnung das Offensichtliche: meine Passion für jüngere und jüngste Literatur aus Österreich, genährt durch Galionsfiguren wie Bauer, Bernhard, Handke oder Kolleritsch. Glücklicher Zufall, dass sich Auftraggeber fanden, die diese Passion zu schätzen wussten, sodass sie kräftige Blüten treiben konnte. Ein Masterplan steckte nicht dahinter, bloß der Sog einer Neigung, die von Mal zu Mal, von Buch zu Buch, die bestimmten und bestimmenden Umrisse eines kritischen Interesses annahm.

Es galt und gilt, neben Werken verbürgter Größen wie Barbara Frischmuth, Norbert Gstrein, Michael Köhlmeier, Friederike Mayröcker, Marlene Streeruwitz oder Josef Winkler, den stillen, aber konsequenten Außenseitern und Querköpfen der österreichischen Literatur. Den vergessenen Werkkosmen von Albert

Drach oder George Saiko etwa. Oder den diversen Ausprägungen sprachbewussten, reflektierten, zuweilen versponnenen Schreibens, markiert durch Namen wie Marianne Fritz, Günter Eichberger, Erwin Einzinger, Anselm Glück, Gert Jonke, Julian Schutting oder Franz Weinzettl.

Wer solcher Literatur beikommen will, muss sich über alles Inhaltliche hinaus auf die Besonderheiten von Sprache und Form einlassen, die den Sinngehalt der Werke durchdringen und schärfen. Offenbar war der Zusammenhang zwingend, denn er bestimmte, wie die Rückschau unterstreicht, die Akzentsetzung meiner Rezensionen. Sie wollten, unbekümmert um die Aktualitätshuberei und das Statusgerangel zeitgenössischer Literaturkritik, die Wirkmechanismen der besprochenen Texte ergründen, ihre ästhetische Kontur, und so davon erzählen, als sei die Verstrickung von Inhalt und Form für sich genommen eine eigene, spannende Geschichte.

Solcher Akzentsetzung liegt die Überzeugung zugrunde, dass Literatur eine eigenständige Erkenntnisform sei, und Literaturkritik eine Dienstleistung, die das Verständnis dieses besonderen Weltzugangs tunlichst zu befördern habe. So gesehen, wäre mir das Schreiben von wohlfeilen Verrissen einigermaßen deplatziert erschienen. Es ging mir um Brückenschläge zwischen Autor- und Leserschaft, im besten Fall um Verführungen zur Lektüre, und auf diese Verführungskraft setzt naturgemäß auch die vorliegende Auswahl.

Sie versteht sich als geballte Leseempfehlung und zugleich als Einspruch gegen den grassierenden Trend, das Buch bloß noch als Saisonware zu begreifen. Die Halbwertszeit von Büchern nimmt kontinuierlich ab. Neuerscheinungen, die es nicht binnen vier, fünf Monaten in die Medien und über die Ladentische schaffen, verschwinden sang- und klanglos im Orkus eines nimmersatten Marktes. Backlists, vormals Garanten für langlebige Qualität, wollen sich immer weniger Verlage leisten.

Ganz im Gegensatz dazu übt sich diese Auswahl im festen Glauben, dass Bücher einen längeren Atem haben als der schnappatmende Markt. Indem sie auf Werke verweist, die es verdienen, auch Jahre und Jahrzehnte nach ihrer Entstehung im Gedächtnis bewahrt und wiedergelesen zu werden, mag der subjektiven, persönlichen Bilanz des Literaturkritikers so etwas wie gemeinschaftliche Relevanz und Brauchbarkeit zuwachsen. Immerhin hat sich mit dem Grazer Kulturstadtrat Günter Riegler spontan einer gefunden, der die Probe aufs Exempel dieser Brauchbarkeit machen und nachlesen will, was aus Franz Schuhs dreißig Jahre altem Roman *Der Stadtrat* zu lernen ist.

Oktober 2024

Prolog: Vom Wiederlesen

Peter Handke

Der kurze Brief zum langen Abschied

Das Exemplar ist zerlesen. Der Umschlag abgegriffen. Die Seiten vergilbt. Eine Taschenbuchausgabe aus dem Jahr 1974. Das Erscheinen der Erstausgabe zwei Jahre zuvor muss ich verpasst haben. Mit der wäre ich vielleicht pfleglicher umgegangen.

Das Buch mit dem markanten Titel wirkt zerlesen, weil es wie kaum ein anderes in meiner Bibliothek »erlesen« wurde. Schlage ich es heute auf, fällt mein Blick auf ein bleistiftgraues Wirrwarr handschriftlicher Notizen, Querverweise und Unterstreichungen, die den Text wild überwuchern und jede neue Lektüre mit der bewegten Geschichte meiner Lesarten konfrontieren. Die Notate stammen aus verschiedenen Jahren, die ältesten sind schon fast verblasst und kaum mehr zu entziffern.

Da finden sich Siglen wie v, l, k, w oder z, die für Veränderung, Liebe, Kindheit, Wahrnehmung oder Zeit stehen. Zum Stichwort Angst gibt es keine Sigle, sondern Zusatzbestimmungen, die das Erfahrungsfeld differenzierend entfalten: Verlustangst, Trennungsangst, kindliche Angst, aufmerksamkeitssteigernde Angst. Manche Markierungen – etwa die Notizen zum Musikverständnis Handkes – weisen deutlich das Erkenntnisinteresse aus, dem sie verpflichtet sind. Anderen ist so ein bestimmter Zugang nur noch bedingt ablesbar: Stichworte wie Anfang/Urprung, Leere oder Auferstehung bezeichnen elementare, wiederkehrende Themen Handkes, die in verschiedenste Zusammenhänge eingebettet sein können.

Eine eigene Kategorie bilden Notate, die Bezüge zu früheren oder späteren Werken festhalten, etwa zum Romanerstling *Die Hornissen* (1966), zur *Langsamen Heimkehr* (1979) oder zur gro-

ßen autobiografischen Erzählung *Die Wiederholung* (1986). Solche Notate reflektieren die mitwachsende Einsicht in das dichte, übergreifende Webmuster, das die mittlerweile über fünfzig Titel zu einem Gesamtwerk von erstaunlicher Konsistenz und Konsequenz verklammert. Es präsentiert sich mittlerweile längst als Echoraum der Fremd- und Selbstspiegelungen, die allesamt darauf zielen, das episodische Leben des Autors im selbstgeschaffenen Mythos zu verankern.

Teil dieses Mythos ist beispielsweise das Bild von den Regentropfen im Wegstaub, das sich bereits im ersten Buch findet (»Die einzelnen Tropfen eines noch nicht gefallenen Regens schlagen Narben von Pocken in den Wegstaub«) und auch im *Kurzen Brief* auftaucht. Der Leser, der die Stelle seinerzeit unterstrichen und mit der Anmerkung »Staub/Regen« versehen hat, muss bereits um ihre Bedeutung im Webnetz des Gesamtwerks gewusst haben. Und weil ihm später immer wieder ähnliche Stellen unterkommen, bis hin zur *Morawischen Nacht* (2008), wo von »schillinggroßen Kratern« die Rede ist, die vereinzelt Regentropfen in den Sandstaub schlagen, wundert sich der Leser heute, wie frisch und unverbraucht dieses Bild nach wie vor wirkt, jedem vorschnellen Zugriff entrückt in eine Aura des Offenen, undefinierbaren.

Solche Qualität macht, dass Bücher von Peter Handke immer wieder und immer wieder neu gelesen werden können. So liest der Leser also an gegen die bleistiftgraue Brandung, die das Textgelände des *Kurzen Briefs* zu fluten droht. Ist dabei nicht auf Zusammenhänge aus, sondern auf das Unerhörte des Überlesenen, nein: Nochnichtgelesenen. Stößt zum Beispiel auf die berühmte Passage, wo der Ich-Erzähler eine »andere Zeit« imaginiert, eine veritable Utopie. Nimmt wahr, dass der Autor diese Utopie bewusst in die Nähe des Zustands rückt, »in dem vielleicht die unbelebte Erde damals war, als nach jahrtausendelangem Regen zum ersten Mal ein Wassertropfen fiel, ohne sofort wieder zu verdampfen«.

Und dann freut sich der Leser nicht nur über die Deutungsmöglichkeit, die sich da eröffnet, sondern auch über den Humor, mit dem Handke das Pathos der utopischen Beschwörung unterläuft. »Mein Leben bis jetzt, das durfte doch nicht alles sein!« ruft sich das Erzähler-Ich zu. Und weiß dann nichts Besseres zu tun, als auf die Uhr zu schauen, solcherart unterstreichend, dass es noch dauern wird bis zum Ausbruch der »anderen Zeit«.

Im Selbstverständnis Handkes darf sie auch gar nicht ausbrechen. Ein Blick aufs Gesamtwerk zeigt, dass die »andere Zeit« auf eine Weise wirksam wird, die sie entbindet von jeglicher Fassbarkeit des Ortes und des Datums. Sie ist den Büchern Handkes im wahrsten Sinn des Wortes eingeschrieben und realisiert sich ausschließlich in der immerwährenden Differenz des Geschriebenen. Diese Differenz, so mag es dem Autor vorschweben, soll durch Lesen nicht getilgt, sondern erhalten werden.

Will heißen: Da tut sich, gegen allen Augenschein, noch und noch Platz auf für neue Notizen. Im zerlesenen Exemplar des *Kurzen Briefs* und anderswo.

2011